

Zwischen hohen Mauern.

Wie war Lorle voll Freude, als sie in ihrer Wohnung die Bärbel schon fand. Man war in der Nacht angekommen und Lorle durchmusterte Alles, das war ja nun ihre neue Welt. Mit einer unbeschreiblichen Seligkeit ordnete sie noch am Abend fast ihre ganze Aussteuer in die Schränke ein. Wie viel Unerwartetes hatte die Mutter hinzugesellt, die gute Mutter! Der Vater hatte sich's nicht nehmen lassen, nach altem Brauch eine Wiege zu schicken und Lorle ward feuerroth, als sie solche gewährte; dann war sie aber wieder voll Freude über die vollen Mehlschränke, über die umfangreichen Schmalztöpfe und alle Bedürfnisse einer vollen Haushaltung, die Bärbel mitgebracht hatte; jeden Topf in der Küche wollte sie beschauen, als ihr nunmehriges Eigenthum. Reinhard wollte anfangs Einhalt thun, dann aber ging er selber mit durch Küche und Kammer und freute sich an dem Glücke seines „lieben Hausmütterchens“.

Bis spät in die Nacht saßen dann die Beiden noch beisammen auf dem Sopha und Reinhard erzählte, wie er, das einzige Kind seiner Eltern, diese schon frühe verloren, wie er in einem Institute erzogen, später im Widerspruche mit seinem Vormunde die Studien aufgegeben und sich der Kunst gewidmet, wie er, aller Bande los und ledig, frei in der Welt umhergeschweift. „Nie,“ schloß er, „hab' ich's empfunden, was ein Heimatherd ist; meine tiefe Sehnsucht ist nun erfüllt, freilich

mit einem schweren Opfer, ich habe mich in Dienst begeben, aber freudig gebe ich einen Theil meines freien Künstlerthums hin, um eine Heimat, um ein Nest zu haben."

Lorle umhalste ihn und sagte: "Du sollst gewiß immer gut und gern daheim sein, du armer Mensch, den sie so in die Welt hinausgestoßen haben."

Am andern Morgen kam der Collaborator mit seiner Schwester zur Bewillkommung; er hatte gleich am Tage nach der Hochzeit alle Thüren der neuen Wohnung mit Kränzen geschmückt; als aber die Ankunft der Erwarteten sich verzögerte und die Kränze welk wurden, nahm er sie still wieder ab.

"Es wird mir auch mit der Zeitgeschichte so ergehen," sagte er, "ich winde meine Kränze zu früh für den Einzug des neuen Lebens, die harrenden Blumen verdorren und am Ende zieht die neue Welt durch ungeschmückte Thore. Sei's, wenn sie nur kommt."

Leopoldine, die Schwester des Collaborators, ein von Natur liebreiches aber durch Jahre und Schicksale herb gemachtes Gemüth, hatte mit wahrhaft schwesterlicher Sorgfalt Allem vorgesorgt; traf solches Anordnen und Einrichten auch mit ihrer Neigung zusammen, so war doch nicht minder wirkliche Güte dabei thätig. Unter dem wiederholten Danke des jungen Ehepaares führte sie nun Lorle in der Wohnung umher und zeigte ihr den Gebrauch jedes Schränkchens und wie man es in Ordnung halten müsse, wie man die Schlüssel umdrehe, die Schiebläden ausziehe, Alles. Lorle war eine willfährige Schülerin, zu Manchem aber bemerkte sie doch: "Das brauchet Ihr mir nicht sagen." Sie sprach solches in reiner Ehrlichkeit, sie kannte die Gesellschaftslüge noch nicht, der zufolge man sich unwissend stellen muß, um dem Andern in seiner Weisheit angenehm zu erscheinen; sie wollte der "guten Person" die unnöthige Mühe ersparen. Leopoldine sah aber hierin einen

bäurischen Stolz, der sich nicht gerne zurechtweisen ließe; sie war indeß zu erhaben, um sich von dem Dorfkinde beleidigen zu lassen, sie widmete ihr fortwährend ihre mitleidvolle Gönnerschaft, zumal sie wirkliches Bedauern fühlte, daß sich das Kind mit einem so wilden Naturell, wie das Reinhard's war, auf ewig verbunden hatte. —

Der Collaborator war in seltsamer Stimmung, er ging scherzend und singend durch alle Zimmer und versuchte allerlei Schabernak; es hatte den Anschein, als wollte er eine frühere Weise Reinhard's sich aneignen; er nöthigte Reinhard schon am frühen Morgen, eine Flasche Wein mit ihm auszustecken, obgleich die Schwester bemerkte, daß ihm das nie gut bekäme. Als ihr der Bruder dennoch nicht willfahrte, verzerrten sich ihre Züge auf höchst unangenehme Weise; mit Schrecken bemerkte dies Lorle, Leopoldine aber redete kein Wort mehr.

Nachdem die beiden Junggesellen sich verabschiedet hatten, kam es Lorle vor, als wäre ein fremdes Leben durch ihre Zimmer geschritten, als ob die Möbel anders stünden als früher; erst nach und nach heimelte sie's wieder an in ihrer Behausung.

„Nun, was sagst du zu Leopoldine?“ fragte Reinhard. —

„Die ist Weinessig, ist einmal Wein gewesen,“ erwiderte Lorle.

Reinhard bemühte sich, ihr eine bessere Anschauung beizubringen, und hier zum ersten Male erfuhr er eine ihm unerklärliche Schärfe des Urtheils bei Lorle, die er der Zartheit ihres liebevollen Gemüthes nie zugetraut hätte. Er bedachte nicht, daß es eine Menschenliebe gibt, die streng und rücksichtslos urtheilt, die aber, trotz der Erkenntniß der Mängel, in ungeschwächtem Wohlwollen verharret; daß ferner ein unborgenes Naturell, ohne Rückhalt und unbarmherzig, die augenblickliche Empfindung als Urtheil ausspricht.

Mit Bärbel hatte Lorle an diesem ersten Morgen auch

schon einen Kampf, denn die gute Alte deckte den Tisch nur für zwei Personen; keine Ermahnung und keine Bitte, daß sie doch mit am Tisch essen sollte, fruchtete, denn sie behauptete, es schicke sich nicht, ja sie verbot Lörle, ihren Mann irgend damit zu behelligen, da er sie sonst für gar zu einfältig halten müsse.

Die Suppe stand endlich auf dem Tische, Lörle betete still, Reinhard betete nicht und sie wiederholte das Gebet noch einmal anstatt ihres Mannes.

Als sie nun beisammen saßen, fragte Reinhard: „Lörle, sind die Teller unser eigen?“

„Ja freilich, wem denn?“

„Juhu! Wenn ich jetzt einen Teller zerbrech', brauch ich dem Wirth nicht zahlen, das ist mein, Alles mein eigen.“ — Er nahm einen Teller und warf ihn jubelnd auf den Boden.

„Er ist von einem ganzen Duzend,“ sagte Lörle.

„Mein Duzend hat nur zehn,“ rief Reinhard und warf noch einen entzwei, dann tanzte er singend mit Lörle um den Tisch herum.

„Du bist ein wilder Kerle,“ sagte sie, die Scherben zusammenlesend, „ich will andere Teller holen.“

„Nein, wir essen miteinander aus der Schüssel.“

„Mir auch recht.“

Die Bärbel kam, da sie das Zerschmettern vernommen hatte, Lörle aber sagte: „Brauchst heut' keine Suppenteller mehr bringen, wir essen aus der Schüssel, da haben wir's g'rad wie daheim.“ —

Reinhard stellte seine Frau Niemanden vor, sie bedurfte ja Niemanden außer ihm, er war ihr Alles; er machte seine Antrittsbesuche bei Vorgesetzten, Gönnern und Bekannten, und wo man ihm zu seiner Verheirathung glückwünschte, dankte er einfach und lenkte das Gespräch bald ab.

Die Gallerieangelegenheit war noch keineswegs erledigt, wenn auch schon ein Beamter dafür angestellt war; in diesem Winter sollte ein außerordentlicher Landtag, und zwar wie man solche am meisten liebt, ein bloßer Finanzlandtag einberufen werden, um wegen der in Aussicht stehenden Verheirathung die Gelder zum Baue eines Schlosses für den Thronerben zu bewilligen; auch über die Kosten zum Baue eines Galleriegebäudes sollte dann mit den Ständen eine Vereinbarung getroffen werden; eine Gesetzesvorlage über Wiesenbewässerung sollte den Schein des Gemeinnützigen hergeben.

Während Reinhard sich durch seine Besuche eine umfassende Kenntniß des Staatskalenders verschaffte, konnte Lorle zu Hause sich noch gar nicht in das Stadtleben finden. Wenn Alles so sehr gesäubert und in Ordnung gebracht war, daß sich nun durchaus nichts mehr aufbringen ließ, vermochte es Lorle über die Bärbel, daß sie sich zu ihr in die Stube setzte; es bedurfte hierzu vieler Ueberredung, denn die Bärbel, die nun schon seit mehr als dreißig Jahren diente, hatte ihre festen Ansichten, man möchte sagen ihre Handwerksregeln für das Leben, von denen sie nicht gern abging; sie sagte immer zu Lorle: „Herrschaft ist Herrschaft und Dienst ist Dienst.“ Erst wenn Alles verschlossen war, gab sie nach und setzte sich zu ihrer „Madam“ in die Stube, aber weit ab vom Fenster, daß man sie aus den Häusern gegenüber nicht sehen konnte. Kam dann Reinhard, der den Schlüssel zum Ausgang hatte, unversehens, wollte sie sich rasch auf ihren Posten zurückziehen; sie mußte jedesmal dringend ersucht werden, doch ungestört zu bleiben. Man durfte ihr hundertmal etwas zugestehen was außerhalb ihres Kreises war, sie sah es dadurch nie als ihr Recht an, stets mußte sie auf's Neue dazu vermocht werden; sie setzte einen gewissen Stolz darein, nicht in den vertraulichen Ton einzugehen, ihr Grundsatz war: geb ich dir dein' Ehr',

mußt du mir mein' Ehr' geben, kannst mich nicht das einmal an den Tisch setzen und das anderemal hinter die Thür stellen. — Reinhard aber sah in dieser fortgesetzten Haltung eine bürgerliche Umstandsmacherei, er verlor wenig Worte mehr mit der Bärbel. In seiner Abwesenheit saß sie nun bei Lorle, eifrig plaudernd. Die Wohnung war, obgleich in einem ganz neuen Stadtviertel, doch im dritten Stock, da unsere weitgreifende Zeit gleich Anfangs hoch baut.

„Ach Gott!“ klagte Lorle einmal, „es ist so hoch oben, wenn einmal Feuer ausgeht; und du dauerst mich auch, man muß das Wasser so weit herauf holen; es ist so unheimlich. Da guck einmal 'nab, es schwindelt einem und man sieht den Menschen nur auf den Hutdeckel. Die Stadtleut' sind aber doch pffiffig, sie bauen in die Luft hinein, da kostet's keinen Platz, da spart man das Geld dabei. Ich laß' aber nicht nach am Reinhard, bis er ein eigen Haus kauft, wo wir allein sind und nicht so in einer Kasern'. Da guck, bloß da links können wir noch in's Freie sehen, aber da legen sie schon wieder mächtige Grundmauern, über's Jahr haben wir nichts als Stein vor uns.“

Bärbel, die früher, lange bevor Lorle geboren wurde, ein Halbjahr in der Stadt gedient hatte, konnte die Ausstellungen ihrer „Madam“ in Manchem berichtigen. — Lorle hätte gar zu gerne gewußt, wer denn die Leute seien, die mit ihr unter demselben Dache wohnen, wie ihre Haushaltung ist, wovon sie leben und Alles. Bärbel belehrte sie, daß das einmal in der Stadt so sei, da habe Jedes seinen verschlossenen Hausgang und das Andere ginge es nichts an. Lorle konnte sich aber dabei nicht beruhigen und sie klagte:

„Ich möcht' jetzt nur wissen, wovon der Seiler da drüben lebt, ich hab' nicht gesehen, daß er seit gestern Morgen was verkauft hat, und wenn ich über die Straß' geh und da sitzen

die Leut' in so einem kleinen Lädle und es kauft ihnen Niemand was ab und da möcht' ich wissen, wovon die jetzt heut Mittag essen und noch so viel' Menschen, die so herumlaufen und man weiß gar nicht, was sie thun."

"Gut's Närrle, das kann man nicht wissen, daheim da kann man jedem in seine Schüssel gucken, aber hier geht das nicht und du siehst ja, daß die Leut' doch leben; so laß sie machen." So tröstete Bärbel.

Vom Hause gegenüber hörte man ein Mädchen fast den ganzen Tag Clavier spielen und singen, nur bisweilen wurde dieses Thun unterbrochen, indem ein Lockenkopf am Fenster erschien, straßauf und straßab schaute. "Das muß eine schöne Hausfrau geben," bemerkte Lorle einmal, "und die kann ja Sonntags an der Musik gar kein' Freud haben, wenn sie's so die ganz' Woch' hat, und horch nur, wie sie sich gar nichts schämt und bei offenen Fenstern singt, daß man's die ganze Straß hinab hört; wie das nur die Eltern zugeben!"

Wenn Reinhard nach Hause kam, war er meist liebevoll und zart. Je tiefer er in das Getriebe der Staatsmaschine und des Staatsdienerlebens hineinschaute, je mehr er die Beengungen erkannte, die solches ihm auferlegte und ihm der Kopf brauste, um so mehr erfaßte er den stillen Frieden, der in der Luft seiner Häuslichkeit schwebte, er sog ihn in vollen Zügen ein und wollte sich ihn stets erhalten; für ihn hatte er ja die Freiheit seines Seins geopfert. Wenn er bisweilen gedankenvoll und betrübt drein sah und ihn Lorle um die Ursache fragte, antwortete er: "Gutes Kind, du sollst und wirst nie erfahren, wie wirr und kraus es in der Welt hergeht. Du mußt mich nicht immer fragen wenn ich so in Gedanken bin, es geht mir vielerlei im Kopf herum. Sei jetzt nur heiter, sei froh, daß du Vieles nicht weißt."

„Was du meinst, daß ich nicht wissen soll, das will ich nimmehr fragen,“ entgegnete Lorle.

Auf den Gängen durch die Stadt und vor den Thoren begleitete der Collaborator fast immer das junge Ehepaar. Lorle tastete noch immer an der ihr fremden Welt herum und konnte die rechten Handhaben nicht finden.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie einmal, „mir kommen die Leut' in der Stadt gar nicht so lustig vor wie daheim; wenn's nicht einmal ein Schusterjung' ist, sonst pfeifen und singen die Leut' gar nicht wenn sie über die Straß' gehen, es ist Alles so still, als wenn sie stumm wären.“

Der Collaborator gab ihr vollkommen recht und sagte: „Die Leute bilden sich ein, sie hätten Gedanken statt Gesang, es ist aber nicht wahr.“ Reinhard dagegen suchte Lorle klar zu machen, daß solche Ungezwungenheit in der Stadt nicht möglich sei; er knüpfte hieran eine weit abgehende Auseinandersetzung, daß das wahre gesunde Wesen in solcher Beschränkung nicht zu Grunde gehe, sondern in sich erkräftige. Der Collaborator durchkreuzte solche Darlegungen durch schneidende Entgegnungen und hier zeigte sich ein oft wiederkehrendes Zerwürfniß zwischen den beiden Freunden, unter dem zunächst Lorle leiden mußte. Wollte Reinhard seiner Frau eine Achtung vor der Bildung einflößen, sie zur Bewunderung und Nachahmung solcher Zustände anleiten, von denen sie bisher keine Ahnung gehabt hatte, so suchte der Collaborator Alles in die Luft zu sprengen, denn es entwickelte sich bei ihm immer mehr die Ansicht, die er in seinem Unmuth auch bisweilen geradezu aussprach: „Wir haben uns mit unserer ganzen Civilisation in eine Sackgasse verrannt.“

Lorle, die zwischen den Streitenden ging, erhielt wenig Frucht aus diesen Erörterungen.

Als sie einst bemerkte: „Ich mein', die Hunde bellen in

der Stadt viel weniger als bei uns im Dorf; es ist wol, weil sie mehr an die Menschen gewöhnt sind," da lachte der Collaborator und sagte: "Deine Frau hat die tiefste Symbolik." — Lorle, die nun schon Muth hatte und sich nicht mehr durch ein fremdes Wort verblüffen ließ wie damals zu Hause, sagte jetzt: "Ihr müsset nicht so g'studirt reden, wenn es mich angeht." Der Collaborator erklärte nun, wie bedeutungsreich ihr Ausspruch war und suchte seine ganze Verachtung dieses Lebens nachdrücklich geltend zu machen. Lorle erwiderte nur, sie hätte nicht geglaubt, daß er so grimmig böse sein könne. —

Als sie einst klagte, daß durch die neue Kanzlei ihrem Hause gegenüber die Aussicht in's Freie verbaut würde, wußte der Collaborator auch dies sinnbildlich zu deuten. Lorle verstand den Collaborator besser als er glaubte, aber sie war doch ärgerlich, daß er ihr alle Worte im Munde verdrehe und immer etwas Anderes daraus mache als sie gewollt hatte. Als sie einmal nach mehrtägigem, anhaltendem Regen durch die Promenade gingen, sagte Lorle:

"Es ist doch viel schöner in der Stadt, da braucht man die Wege nicht erst durch die Hecken treten, da sind überall Wege ausgehauen und werden schnell wieder gangbar." —

Der Collaborator behielt diesmal seine symbolische Deutungslust für sich. War sie ihm wol nicht genehm? . . .

Reinhard empfand nun erst recht die Wonne der Häuslichkeit, indem er wieder rüstig zu arbeiten begann. Arbeit macht uns selbst einsame fremde Räume zu heimisch trauten, und wie nun gar die gemeinsam bewohnte eigene Heimat! In dem kleinen Stübchen gegen Norden, das er sich zur einstweiligen Werkstatt eingerichtet hatte, ging er an die Vollendung des Bildes: Das neue Lied, das er schon im Dorfe begonnen hatte. Lorle war oft bei ihm, denn er hatte ihr gesagt:

"Ich bitte dich, komm oft zu mir, wenn ich arbeite; ich

thue Alles besser und lieber, wenn du da bist. Wenn ich auch nichts mit dir rede, wenn ich auch deiner scheinbar nicht bedarf, du bist mir wie angenehme Musik im Zimmer, es thut sich Alles besser dabei."

Als er nach vollbrachter Tagesarbeit bei ihr in der Stube saß, sagte er einmal: "Stricke und nähe nicht, arbeite nicht, gar nichts, wenn du bei mir bist; es ist mir, als wärest du nicht allein, nicht ausschließlich bei mir, als wäre noch ein Drittes bei uns Zweien, als wärest du nur halb bei mir."

"Hab' dich schon verstanden, brauchst's nicht so um und um wenden," entgegnete Lorle und legte das Strickzeug weg, "aber die Händ' da, die wollen was zu thun haben, und da muß ich dich halt beim Busch nehmen und zausen." Sie vollführte dies auch, schüttelte ihm den Kopf mit beiden Händen und gab ihm dann auch einen herzhaften Kuß.

Das war ein liebewarmes häusliches Winterleben.

Auch an kleinen Neckereien fehlte es nicht. Lorle hatte die Scheuersucht der Frauen in ungewöhnlichem Grade, die Stubenböden waren jetzt ihre Mecker, sie konnten nicht umgepflügt aber doch sattfam aufgewaschen werden. Reinhard mahnte oft und oft zur Mäßigung, aber vergebens. Als er einmal unversehens nach Hause kam und richtig in kein trockenes Zimmer konnte, faßte er Lorle am Arm und tanzte mit ihr in der Stube herum, indem er sang:

„In Schnitzelpuzhäusel, da geht es gar toll,
Da trinken sich Tisch' und Bänke voll,
Pantoffeln unter dem Bette.“

Auch außer dem Hause wollte Reinhard seiner Frau das neue Leben eröffnen, er führte sie in's Concert. Der Collaborator unterhielt sie hier sehr eifrig, sie kannte sonst Niemanden. Nach einer Beethoven'schen Symphonie fragte er

einmal: „Nun sagen Sie mir ehrlich, wäre Ihnen ein schöner Walzer nicht lieber?“

Lorle antwortete: „Aufrecht gestanden, ja.“

Der Collaborator kam freudestrahlend zu Reinhard und sagte: „Du hast eine herrliche, einzige Frau, sie hat noch den Muth, offen zu gestehen, daß sie sich bei Beethoven langweile.“

Reinhard kniff die Lippen zusammen, zu Hause aber sagte er ruhig zu Lorle: „Du mußt dich vom Collaborator nicht irre machen lassen, der hat sich an den Büchern übergeben. Du mußt nie über etwas lachen oder aburtheilen, wenn du's noch nicht ganz begreifst. Es gibt nicht nur eine Musik, nach der sich unsere Körper bewegen, es gibt auch eine solche, wo wir unsere Seele in Trauer und Lust emporsteigen und sinken und sich wiegen lassen, über Alles erhoben — die Seele ganz frei und allein. Ich kann dir's nicht erklären, du wirst's schon finden; aber Respekt muß man vor Sachen haben, an welche so viele große Männer ihr ganzes Leben d'ran gesetzt. Hab' du nur die Achtung und du wirst die Sache auch schon bekommen.“

Lorle versprach sich recht zusammen zu nehmen.

Im letzten Winterconcerte, als der Collaborator nach einem Musikstück fragte, was sie jetzt gedacht habe, sagte sie: „An Alles und ich weiß doch nicht. Wenn so die Flöten und Trompeten und Geigen mit einander reden und einander anrufen und nachher Alle zusammen sprechen, da ist's doch, wie wenn Andere als Menschen reden und da thut's einem so wohl, an Alles zu denken, so geruhig; es ist wie wenn die Gedanken auf lauter Musik spazieren gingen, hin und her.“

Der Collaborator murrte in sich hinein: „O weh! die wird nun auch gebildet.“

Am Theater, wohin Reinhard sie in der ersten Zeit einige Mal führte, fand Lorle keine nachhaltige Freude; die lustigen

Stücke kamen ihr gar zu närrisch vor, und bei den kreuzweis geköpterten Intriguenstücken war's ihr zu Muth wie in einem Wirbelwind, der von allen Seiten an einem reißt und zerzt, so daß man sich gewaltig zusammennehmen muß. Von zwei Stücken redete sie aber noch lang. Das eine war die Stumme von Portici. Es kam ihr grausam vor, daß die Hauptperson stumm ist und die Anderen singen Alle; auch meinte sie, es sei schon hart genug, wenn ein Mädchen betrogen wird, es braucht keine Stumme zu sein. Daß die Fischer, nachdem sie einige Soldaten niedergemacht, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution niederknieten und beteten, kam ihr recht brav vor, aber sie hatte gräßliche Angst, es kommen jetzt andere Soldaten und schießen sie alle nieder. An Schiller's Tell hatte sie die volle Freude. In der versteckten Loge, wohin Reinhard sie immer führte, gab sie ihm während der ganzen Vorstellung kaum eine Antwort; sie sah ihn oft still an, mit der Hand begütigend, als dürfe man etwas nicht wecken. Auf dem Heimwege sagte sie:

„So wie der Tell, so wär' mein Vater in seinen jungen Jahren gewiß auch gewesen.“

Reinhard nahm ihr das Versprechen ab, über derartige Dinge mit Niemand anderm als mit ihm zu reden.

Lorle nahm die ganze Welt um sie her keineswegs als eine gegebene hin; gerade weil ihr die Traditionen mangelten, worauf sich so Vieles stützte, erschien ihr Alles als ob es erst heute und für sie erstünde; sie schmälzte und salzte nach ihrer eigenen Zunge.

Reinhard unterließ es jedoch halb, Lorle in die Bildungs- und Kunstsphären einzuführen, und sie hatte auch nie eine Sehnsucht darnach; war's ihr nicht vor die Augen gerückt, war's nicht für sie da. Reinhard sah sich nun selbst mitten im Strudel einer ihm wesentlich neuen Welt, er trat in die vorzugs-

weise sich so nennende „Gesellschaft“, in der Alles, was nicht dazu gehört, als zusammengelaufenes, höchstens erbarmungswürdiges Volk gilt. Bei der eigenen Unfruchtbarkeit der Gesellschaft an erfrischenden Elementen ward Reinhard ihr Adoptivkind. Anfangs betrachtete er das Frequentiren der Salons — mit welcher Phrase sich die kleine Residenz ausputzte — als einen Theil seiner Amtspflichten; es kam ihm nicht in den Sinn, wie traurig es sei, daß Lorle so allein zu Hause sitze; da waren ja noch so Viele, die sich mit einer Bürgerlichen und nicht nun gar mit einem Bauernmädchen „mesallirt“ hatten und sie mußten sich's gefallen lassen, hier als ledige Burschen zu gelten.

Anfänglich war es Reinhard oft, wie wenn man aus freiem Felde in ein dumpfes Gemach tritt; die darinnen waren wissen nichts von der gepreßten Luft, aber dem Eintretenden beengt sie die Brust; bald jedoch bewegte er sich in diesem Treiben wie in seiner eigenen Welt. Zwei Umstände förderten dies in besonderer Raschheit. Der außerordentliche Landtag war einberufen. Der Prinz hatte mit Reinhard oft den Plan durchsprochen, daß man in dem neuen Palais die *bel-étage* des Mittelbaues mit den schönsten Gegenden des Landes zieren müsse, die Reinhard *al fresco* malen sollte; in dem Fries sollten die eigenthümlichen Volksitten durch Figuren in den verschiedenen Volkstrachten dargestellt werden. Reinhard war voll Seligkeit, ein solches Werk ausführen zu können, das als die Erfüllung eines Lebens gelten durfte; er stellte das Bild „das neue Lied“ zur Seite und machte allerlei Entwürfe. Die Vorlegung derselben gab reichen Unterhaltungsfloß und Reinhard ward dadurch vielfach Mittelpunkt der Gesellschaft. Nun aber ergab sich, daß die Landstände mit großer Mehrheit nicht nur die Gelder zum Bau des neuen Palais, sondern auch für die Gallerie verweigerten, da die Noth des Landes so groß sei,

daß sie keine derartigen Ausgaben gestatte; mit einer Mehrheit von bloß zwei Stimmen wurde hierauf die angesetzte Summe zur Einrichtung der Zimmer über dem Marstall für die Gallerie und der Gehalt Reinhard's bewilligt. Dagegen nahm die Regierung Rache und verweigerte eine Aufbesserung der Volksschullehrergehalte, die auf dem vorigen Landtage schon beantragt war.

Ein tiefer Mißmuth setzte sich in Folge der ersten Behinderungen in Reinhard fest, zu dem er noch die Ueberzeugung gesellte, daß das ständische Wesen alle Kunst vernichte, diese daher nur in dem monarchischen Prinzip einen Halt habe. Reinhard hatte bisher ohne politische Ansicht gelebt, nun war sie ihm geworden. Aus diesen Gründen fühlte er sich heimischer in der Gesellschaft; aber noch ein bedeutsames Motiv kam dazu.

Die junge Gräfin Mathilde von Felsenack, eine reizende und vielbesprochene neue Erscheinung, schloß sich Reinhard auf besonders zuvorkommende Weise an; sie trat jetzt zum ersten Male in „die Welt“, sie war einsam auf dem väterlichen Schlosse aufgewachsen, denn ihr Vater, der die Tochter seines Rentamtmanns geheirathet hatte, lebte seit zwanzig Jahren fern vom Hofe und seinen Standesgenossen; erst jetzt, seit dem Tode der Mutter ward ihm Versöhnung; das Kind wurde willig aufgenommen, zumal es eine blühende, reiche Erbin war, von der man mit Zuversicht erwartete, daß sie den Fehler ihrer Abstammung durch eine standesgemäße Ehe ausgleichen würde. Gräfin Mathilde, die das Schicksal ihrer Mutter im Herzen trug, betrachtete sich in diesem Kreise nur als eine Geduldete, als eine Bürgerliche; sie fühlte sich zu Reinhard hingezogen, wie man im fernen Lande unter Fremden einen Heimatgenossen begrüßt; dazu ward sie mächtig angesprochen von dem freien und doch so sichern Benehmen Reinhard's, der keine der

Gesellschaftsformen verlegte, sie aber doch, nur dem aufmerk= samen Blicke sichtbar, mit einem gewissen leisen Uebermuth^e behandelte; namentlich bemerkte sie dies dem Comte de Foulard gegenüber, der die Etikette mit einer gewissen priesterlichen An= dacht wie ein hochheiliges Mysterium verwaltete. In der That zwang dieses ausgeprägte und feststehende Formenleben Rein= hard nur eine kurze Weile eine gewisse Achtung ab, dann über= ließ er sich der freien Gebahrung seines Wesens.

Eines Abends, als man sich eben an verschiedenen kleinen Tischen niederließ und die Bedientenschaar mit mährchenhafter Schnelle Alles ordnete und auftrug, sagte der Comte de Foulard zu Reinhard: „Die Gräfin von Felseneck hat sich sehr geist= reich über Ihre heute vorgelegten Zeichnungen ausgesprochen: sie bemerkte: die Künstler haben nicht nur in ihrer Schöpfer= kraft etwas Gottähnliches, indem sie den vorhandenen Reich= thum der Welt vermehren, sie müssen auch etwas von der gött= lichen Geduld haben, ruhig über ihre Werke Kluges und Un= kluges austramen lassen.“ Reinhard wendete sich unwillkürlich nach dem Mädchen um, das an einem andern Tische saß.

„Wenn Sie meiner Cousine vorgestellt sein wollen, bin ich bereit,“ sagte ein schmucker Gardeoffizier, der neben Rein= hard saß. Das Erbieten wurde mit Dank angenommen.

Von diesem Abend an gestaltete sich ein eigenthümliches Verhältniß zwischen Reinhard und Mathilde. Wenn sie sich bei Hofe oder in den Salons trafen, kam eine gewisse ruhige Sicherheit über sie; so förmlich auch ihr beiderseitiger Gruß war, es lag etwas Zutrauliches darin, als hätten sie sich ohne Verabredung hier ein Stelldichein gegeben; sie hatten Beide die Empfindung, als ob das Eine mit schützender und versor= gender Hand dem Andern diese Stunden zu genußreichen berei= ten müsse; Jedes hegte gewissermaßen die Verantwortlichkeit für einen Mißgriff oder ein Mißgeschick des Andern in sich.

Wenn Reinhard von seinem Gönner, dem Comte de Foulard, mit einem Kunstgespräche in einer Nische festgenagelt wurde, empfand Mathilde die höchste Langeweile für ihn und merkte kaum auf die Artigkeiten und Aufmerksamkeit, die sie umgaben; wenn dann die Gräfin Mathilde singen mußte, bebte Reinhard für sie; war die Reihenfolge ihrer Lieder eine unpassende, so machte er sich selber Vorwürfe. Bald waren sie dann oft, in der gemessensten Haltung einander gegenüberstehend, in die launigsten Gespräche verwickelt. Nie lobte Reinhard den so seelenvollen Gesang Mathildens, er sprach nur bisweilen über die Schönheiten der Dichtung und Composition; sie mochte daraus erkennen, wie sehr sie ihm zu Herzen gesungen hatte.

Der Vetter Arthur hatte verrathen, daß Mathilde waldfrische Volkslieder singen könne, und nun mußte sie, da der Prinz persönlich darum bat, eines derselben vortragen. Sie stand eine Weile an dem Piano und hielt sich krampfhaft an demselben, um Ruhe zu gewinnen, dann stimmte sie in fecken Tönen ein Jodellied aus den Bergen an, so hell und froh wie die Lerche, die mit thaufeuchter Schwinge hineinjauchzt in das Morgenroth. Heute zum ersten Male lobte Reinhard ihren Gesang, Mathilde aber war betrübt, sie klagte, daß es ihr vorkäme, als ob sie das heilige Geheimniß ihrer Heimatberge verrathen und profanirt habe, sie glaube, daß ihr dieses Lied entweicht sei, weil sie es hier unter Kerzenschimmer und ausgeblähten Uniformen als Curiosität preisgegeben. Reinhard widersprach ihr und erklärte, daß das wahrhaft Heilige, was wir in der Tiefe der Seele hegen, unberührt und unverletzt durch die ganze Welt schreite; daß das, was gestört oder gar zerstört werden kann, in sich und für uns keine rechte Wahrheit hatte. Mathilde war beruhigter.

Oft wollte sie auch, daß Reinhard ihr viel von seiner Frau erzähle; sie hegte offenbar den Wunsch, Lore kennen zu

lernen, aber Reinhard war in seinen Mittheilungen kurz und lehnte jenes nicht ausgesprochene Ansinnen, ohne es entschieden zu bezeichnen, mit Bestimmtheit ab; er sah darin doch mehr eine bloße Neugierde und fürchtete zugleich, daß sich Lorle nicht wie er wünschte benehmen möchte.

Auf die Ermahnung seiner Tochter lud der Graf Reinhard zu sich in's Haus und Mathilde, die in Gesellschaft immer etwas Schmerzliches, Empfindsames hatte, war hier das heiterste Kind, voll sprudelnder Jugendlust; sie sang und spielte mit Fertigkeit und Geist und ihre Zeichnungen verriethen ein ungewöhnliches Talent. Alle Blüthen der edelsten Bildung standen hier in schöner Entfaltung und wenn Reinhard etwas derartiges bemerkte, sah Mathilde mit andächtiger Hoheit auf und sagte: „Sie hätten meine selige Mutter kennen sollen.“ — Bisweilen sangen sie auch gemeinsam scherzhafte und schwermüthige Volkslieder; von solchen wohlgebildeten Stimmen vorgetragen, hatten diese Löne noch eine ganz besondere Macht.

Wenn nun Reinhard aus den Begegnungen der Gesellschaft nach Hause kam, regte sich oft der alte böse Blutstropfen in ihm; seine Häuslichkeit kam ihm so eng, so kleinbürgerlich vor. Wenn dann Lorle mit kindlichem Stottern ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückte, hörte er selten darauf und gab sich noch seltener die Mühe, solche zu ergänzen und zu berichtigen; er war es müde, das ABC der Bildung vorzubuchstabiren. Auch fiel ihm jetzt eine eigenthümliche Ungrazie Lorle's auf, die Hastigkeit und Kräftigkeit ihres Gebarens war nun unschön; sie faßte ein Glas, das leichteste, was sie zu nehmen hatte, nicht mit den Fingern, sondern mit der ganzen Hand, ihre Bewegungen hatten in den Stadtkleidern eine auffällige Verbhheit, sie trat immer stark mit den Fersen auf und er bat sie einmal den schwebenden und sich wiegenden Gang auf den Behen anzunehmen, Lorle entgegnete:

„Zust Alles brauch' ich nicht erst zu lernen, ich hab' schon laufen können, wie ich noch kein Jahr alt gewesen bin.“

Zu den übrigen Residenzbewohnern hatte Reinhard keine Beziehung und er erfuhr erst spät, daß ihn Viele den Civilcavalier nannten und sich damit erhaben dünkten, während sie doch selber die fürstliche Gnadenprobe vielleicht nicht besser bestanden hätten. Zu den wenigen Künstlern der Stadt war Reinhard in eine schiefe Stellung gerathen; er war so ohne alle Vorbereitung zu seinem Amte gelangt; die Einen glaubten in der That, daß ihm dies nur durch Winkelzüge gelungen sei, die Anderen verleitete Neid und Bitterkeit zu ungerechter Beurtheilung Reinhard's und seiner Leistungen.

So hatte er außer der Hofgesellschaft nur den Collaborator, aber auch dieser zürnte ihm; er sprach offen seinen Grundsat aus:

„Kein Ehrenmann darf von der innerlich angefaulten Societät mit sich eine Ausnahme machen lassen, so lange nur noch eine Spur von Exklusivem sich hier findet.“

Der Collaborator zürnte mit Reinhard doppelt, weil dieser mit Vorle, dem frischen Naturkinde, Kunstgärtner. Das that ihm wehe, aus persönlichen wie aus allgemeinen Gründen. Er erkannte leicht im Kleinen und Vereinzelten ein allgemeines, ja ein weltgeschichtliches Gesetz. Vorle war ihm ein Typus des Armensthlichen, des ursprünglich Vollkommenen, an sich Vollendeten, unberührt von den Zwiespältigkeiten der Geschichte und Bildung; es däuchte ihn eine Versündigung, sie durch alle die Labyrinth zu quälen, ohne sicher zu sein, daß sie den jenseitigen Ausgang finde, der wiederum zur freien Natur führt — sie stand ja von selber darin, Anfang und Ende sind hier eins. Er behauptete, daß die Menschen zu allen Zeiten das ursprünglich Vollkommene, was ihnen in einem Menschen nahe tritt, martern und kreuzigen und zu Tode quälen, weil das Dasein des

absolut Vollkommenen, des Urmenschen, der nichts will und nichts hat von dem ganzen Trödel, den die Menschheit nachschleppt, dieser ein Gräuel sein muß. Und doch muß die Geschichte von Zeit zu Zeit wiederum von solchen ersten Menschen erfrischt und begonnen werden, die aus dem Urquell des Lebens vollendet erstehen.

Der Collaborator wußte wohl, daß Lorle solchem höchsten Ideale nicht entspreche, aber er hatte eine fast abgöttische Verehrung für die Urthümlichkeit ihres Wesens, gegenüber dem Unfertigen, Ringenden und Halben der Civilisation; ihm hatte der vielverbrauchte Ausdruck, daß sie ein Kind der Natur sei, eine tiefere Bedeutung, er erfand diese Bezeichnung wiederum für sie.

Reinhard bestrebte sich, Lorle und Leopoldine mit einander zu befreunden, er brachte sie oft zu dieser; Lorle war's aber immer unheimlich. Leopoldine hatte die überflüssige Redefertigkeit einer Ladenfrau, sie konnte Alles, was sie im Sinn hatte, ohne Scheu aufzeigen, wie ehemals ihre Haubenmuster; dabei hatte die Vielgeprüfte etwas Entschlossenes, was sie namentlich ihrem Bruder gegenüber in einer Weise geltend machte, daß Lorle in der nunmehrigen Zaghaftigkeit ihres Gemüthes solches wie Schärfe und Härte erschien.

Ueber eine Bemerkung Lorle's freute sich Reinhard einst übermäßig; sie gingen von Leopoldine weg und Lorle sagte: „Ach, was schöne Blumen hat die, und so im Winter.“

„Du sollst auch solche haben.“

„Nein, ich mag nicht, ich mein', ich könnt' und ich dürft' mich nicht so freuen, wenn's wieder Frühjahr wird, weil ich so gezwungene Blumen vorher in der Stub' gehabt hab', eh' sie draußen sind. Laß mich lieber warten.“

Reinhard war von dieser Aeußerung so entzückt, daß er wieder einen ganzen Tag der Liebevollen von ehemals war.

An den vielen kleinen Säckelchen auf dem Nipptische Leopoldinens freute sich einst Lörle wie ein Kind; als ihr Reinhard versprach, auch solche Sachen zu kaufen, sagte sie:

„Rein, ich möcht' lieber was Lebiges haben, wenn wir einen Stall hätten, möcht' ich eine Geiß oder ein paar Schweinchen, oder in meiner Stub' Turteltauben oder einen Vogel.“

Am andern Tage nahm Reinhard die Bärbel mit als er ausging und brachte einen Kanarienvogel in einem schönen Käfig und Goldfischchen in einem Glase. Lörle war voll Freude und Reinhard erkannte auf's Neue, wie leicht dieses anspruchlose Wesen zu beglücken war.

Eines Abends, als Reinhard zum Maskenballe beim Minister des Auswärtigen geladen war, ging Lörle in die Theevisite zu Leopoldinen. Auf dem Wege sagte sie zur begleitenden Bärbel:

„Ich wollt', ich könnt' bei dir daheim bleiben; ich komm' mir oft vor wie ein Waisenkind, das unter fremden Leuten herumgeschubt wird.“ —

Die Bärbel tröstete so gut sie konnte.

Lörle trat zitternd in die Stube. Die Frau Professorin Reinhard, die Kammer Sängerin Büsching, Frau Oberrevisorin Müller, Frau Handschuhfabrikantin Frank; so stellte Leopoldine die Anwesenden vor. Die Frau Oberrevisorin warf stolzen Kopf zurück, ihr gebührte es vor der pensionirten Kammer Sängerin vorgestellt zu werden. Die alte Sängerin unterhielt sich schnell mit Lörle und bald war sie auf ihrem Lieblingskapitel, indem sie von ihren ehemaligen Triumphen erzählte und daß sie die erste hier in der Stadt war, die die Emmeline in der Schweizerfamilie gesungen. Ihre Bemerkung gegen Lörle, daß sie auch Volkslieder sehr liebe, wurde schnell verdeckt, denn nun öffneten sich die Schleusen der Unterhaltung und Alles auf einmal sprach vom Theater, d. h. von dem

Haushalt der Schauspieler und Sänger und ihren Liebesbeziehungen. Unversehens lenkte sich das Gespräch auf den heutigen Maskenball. Die Frau Handschuhfabrikantin (deren ganzes Personal, aus dem Ehepaar und einem Lehrling bestehend, Leopoldine zur Fabrik erhoben hatte) konnte die intimsten Nachrichten davon preisgeben; sie klagte nur, daß wenn die Fremden, die Engländer, nicht wären, man wenig Handschuhe mehr verkaufte; sonst habe „ein nobler Herr“ zwei bis drei Paar an einem Abende verbraucht, jetzt zgen selbst die Gardeoffiziere, die doch von Adel sind, nur bei den ersten Touren frische Handschuhe an und ersetzten sie dann unversehens durch alte.

Die Frau Oberrevisorin sagte: „Ich würde mich schämen, mich um solche Dinge zu bekümmern.“

Nun brach der Bohn der Handschuhfabrikantin los und sie bemerkte, es gebe viele Handwerksleute, die mehr verdienten als die Angestellten; man wisse wohl, da sei's oft außen fir und innen nix. Leopoldine, die den unverzeihlichen Mißgriff gemacht hatte, eine solche gemischte Gesellschaft zu laden, brachte die Sache schneller als sie hoffen konnte wieder in's Geleise durch die einfache Frage: Ob wol die Herrschaft bei dem heutigen Ball sein werde.

„Was ist das? die Herrschaft?“ fragte Lorle. Alles sah sie erbarmungsreich an.

„Das ist der Hof, das ist die Herrschaft,“ erklärte man von allen Seiten.

Lorle aber entgegnete: „Warum denn Herrschaft? Mein' Herrschaft ist's nicht, ich bin kein Diensthote, ich hab' meine eigene Haushaltung und ihr ja auch.“

Sichernd und lachend erhob sich Jedes himmelhoch über diese furchtbare Einfltigkeit; selbst die Frau Oberrevisorin konnte nicht umhin, der ihr vorgezogenen Kammerfngerin

etwas in's Ohr zu zischeln. Lörle athmete erst wieder frei auf als der Collaborator aus dem Bierhause kam und allerlei Scherze losließ.

„Mein' Lebtag geh' ich nimmehr in so eine Gesellschaft,“ sagte Lörle auf dem Heimwege zur Bärbel.

Sie fühlte wol die Erbärmlichkeit eines solchen Lebens, wo man, statt an eigener gesunder Kost sich zu erfreuen, nach den Brosamen und dem Abhub der vornehmen Welt haschte.

Während dieses Abends mußte Reinhard viele ergötzliche Neckereien bestehen; er wurde stets von zwei Masken gehänselt, die ganz in derselben Bauerntracht gingen wie einst Lörle. Anfangs war er erschrocken, denn beide Masken sprachen vollkommen den Dialekt; erst beim Entlarven konnte er die Gräfin Mathilde und ihre Gesellschafterin, ein armes adeliges Fräulein, unterscheiden.

Als Lörle ihm am andern Morgen die Ereignisse des gestrigen Abends erzählte, hörte er sie kaum; seine Gedanken tanzten noch auf dem Balle.

Dennoch blieb das Verhältniß zur Gräfin Mathilde ohne Fortschritt, jaß auf demselben Punkte, auf dem es begonnen hatte; zumal da sie jetzt, nach geschlossener Saison, wieder mit ihrem Vater auf seine Güter zurückkehrte.